

(Nachdruck verboten.)

14) Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Amerikal Asmuffens Brüdern, Johannes und Alfred, hatte dies Land schon oft vor der Seele gestanden als ein Bereich, wo man aus dem ewigen Schufsten und Sorgen herauskomme, wo brauchbare Arbeit einen reichlichen Lohn finde. Der Entschluß, dahin auszuwandern, war immer wieder verschoben worden; denn diese Heimat mit all ihrem Schufsten und Sorgen übte ihre stille Kraft. Aber die Polizei kam ihrer Unentschlossenheit zur Hilfe. Ein Beamter, der Ludwig Semper freundlich gesinnt war, teilte ihm unter der Hand mit, daß auch sein Sohn Johannes auf der Proskriptionsliste stehe und demnächst „drankomme“. Vielleicht ziehe er es vor, noch vordem auszuwandern.

Das gab einen Aufruhr im Hause Semper! Frau Rebekka sprach sich über Thron und Altar, über Bismarck und die Polizei in einer Weise aus, die ihr gegebenen Falles 100 Jahre Gefängnis gesichert hätten, und im stillen weinte sie. Ludwig Semper trug das Unglück schweigend wie immer, nur warf er öfter als sonst das linke Bein über das rechte und bewegte heftig die Lippen, und nur einmal rief er: „Die Narren, wenn sie glauben, daß ihnen das was hilft!“

Am muntersten nahm Alfred die Neuigkeit auf. Er wollte sofort mit seinem Bruder nach Amerika, obwohl ihn niemand forttrieb und obwohl er sich ein Sümmchen erspart hatte. Aber er wollt' es „zu was bringen“ und erbot sich, seinem Bruder das Geld für die Ueberfahrt zu leihen.

Und Johannes schlug ein. Entschlossen, nach Amerika zu gehen, war auch er. Aber seine Entschlossenheit hatte zwei Gesichter, die in den nächsten acht Tagen oft miteinander wechselten. Das eine pflegte mit unternehmendem Blick durchs Fenster nach Westen zu sehen, das andere die Blicke wandern zu lassen über Wände und Winkel, Gassen und Felder in Haus und Heimat, von denen er scheiden sollte.

15. Kapitel.

(Asmus hört ein französisches Lied von deutschem Heimweh, gibt Privatstunden bei Nachttauben und Häschen und erhält sein erstes Dichterhonorar.)

Schon acht Tage später bewegte sich durch die Straßen von Oldensund und Altenberg ein Trupp von Auswanderern dem Hamburger Hafen zu. Außer Moldenhuber und Johannes Semper waren noch andere ausgewiesen worden: Europamüde hatten sich ihnen angeschlossen, und zahlreiche Verwandte und Freunde gaben ihnen das Geleite bis zu den Landungsbrücken. Man war auf gewisse Weise heiter; einige hatten ihrer Heiterkeit mit Alkohol auf die müden Beine geholfen. Man konnt' es Heiterkeit nennen, wie man es Sonnenschein nennen kann, wenn durch unaufhörlich ziehende Wolken hin und wieder auf Minuten die Sonne mit stechendem Glanze hindurchblickt. Man sang sogar, man sang lustige Lieder; aber kein Mensch nahm sie lustig. Asmus ging eine Weile allein neben seinem Bruder Johannes. Sie sangen beide nicht mit; aber plötzlich sang etwas in Asmus. Er hatte es oft, daß plötzlich eine Melodie in ihm aufwachte, die er nur einmal gehört und die er dann wochenlang, monatelang vergeblich in seiner Erinnerung gesucht hatte. Vor mehr als einem Vierteljahr hatte er mit dem blinden Pianisten zusammen die „Fantastische Sinfonie, Op. 14“ von Berlioz gehört. Und da hatte ganz besonders ein Gesang gedämpfter Geigen sich wie ein weicher, warmer Herbsttag ihm in das Herz gelegt. Er hatte sich die Worte gemerkt, die den Komponisten zu diesem Gesange angeregt hatten; aber die Melodie hatte er doch vergessen. Heute mit einem Male schlug jene wunderbare, süß-traurige Weise die Augen auf.

Je vais donc quitter pour jamais mon doux pays, ma douce amie (So werd' ich denn meine süße Heimat, meine süße Freundin auf immer lassen) sang es in ihm. Dann hörte er seinen Bruder sprechen.

„Sobald ich drüben bin, schick' ich meine Adresse; dann mußt Du mir fleißig schreiben.“

„Gewiß,“ sagte Asmus.

„Schreib mir sobald als möglich, wie es Vater und Mutter geht — sie werden allmählich alt.“

„Ja, ja,“ sagte Asmus nachdenklich.

„Mach' ihnen nur recht viel Freude. Sowie ich etwas übrig habe, schick' ich auch Geld.“

„Aber überarbeite Dich auch nicht,“ fügte Johannes noch hinzu. Dann schwiegen sie wieder. Und wieder hub in Asmus die sanfte, traurige Weise an:

Je vais donc quitter pour jamais
Mon doux pays — — —

Endlich waren sie am Landungsplatz, und da griff der Anblick der vielen Hunderte von Zwischendeckspassagieren wie mit Krallen in Asmuffens Herz. Er wußte ja von all diesen Leuten gar nicht, warum sie auswanderten, ob sie es gern oder ungern taten, was sie erhofften und was sie verließen; aber er sah in dieser ganzen Masse von Männern, Weibern und Kindern mit ihrer in Bündel geschnürten Habe nur ein großes, bitteres Elend, und zum ersten Male in diesen Tagen des Abschiedes traten ihm heiße, reichliche Tränen ins Auge. Er trocknete sie schnell; denn es galt, Abschied zu nehmen und den Brüdern ein fröhliches, ermunterndes Gesicht zu zeigen. Der guten Frau Rebekka wollte fast das Herz brechen, und sie empfahl ihren Söhnen noch hundert Dinge, die sie nicht vergessen sollten; sie knöpfte Alfred den Rock zu und knotete Johannes den Schal fester um den Hals, um sie gegen die raue Seelust zu schützen, die indessen von Hamburg noch fünf Stunden weit entfernt ist. Endlich fuhr das Schiff unter Surrarufen und Winken der Zurückbleibenden davon.

Als Asmus wieder daheim war, ging er heimlich ins Schlafzimmer, wie er von jeher getan, wenn er mit sich allein sein wollte. Er trat ans Fenster und blickte nach Westen. Wo werden sie jetzt sein, dachte er.

Je vais donc quitter — — —

Die Melodie schlang sich wie ein Gewinde von Orangenblüten durch alle seine Gedanken.

Das Lied paßte ja eigentlich gar nicht so recht zu diesem Tage: es war ein französisches Lied, und hier handelte es sich um eine deutsche Heimat; auch der Sinn der Worte paßte nur halb; aber die Töne, die Töne sangen ein wunderbares Heimweh, und sie folgten ihm bis in den Traum und bis in manchen folgenden Tag.

Wiel Zeit war indessen für wehmütige Stimmungen und Gedankenspiele nicht übrig; das Leben schickte sich an, unserem Seminaristen mit realen Forderungen hart auf den Leib zu rücken. Mit den beiden Söhnen hatten die alten Semper zwar zwei beträchtliche Effer, zugleich aber einen für ihren Haushalt noch beträchtlicheren Geldzuschuß verloren. Vorübergehende Arbeitslosigkeit kam hinzu, und die fetten Jahre der dreihundertundsechzig Mark pro anno waren vorbei; im ersten Seminarjahr gab es nur einhundertundzwanzig Mark Stipendien, im zweiten zweihundert, im dritten zweihundertundvierzig. Aber wie sollten nun die Semper ihren Studenten durch drei endlose Jahre hindurchschleppen?!

Frau Rebekka verzagte an diesem Unternehmen. Durch den Spalt einer angelehnten Tür belauschte Asmus eines Tages ein Gespräch seiner Eltern.

„Dann mußt er eben den Lehrer an den Nagel hängen und Zigarrenmacher werden,“ sagte die Mutter.

„Ach, Unsinn!“ klang die Stimme Ludwig Sempers.

„Ja, Unsinn! Weißt Du, woher das Geld kommen soll? Ich weiß es nicht. Wir riechen nach Geld wie die Gänse nach Franzbranntwein.“

„Na ja, das findet sich,“ sagte Ludwig.

„Ja, das sagt Du immer,“ meinte Rebekka. „Wozu auch?“ fuhr sie fort. „Die anderen Kinder sind auch alle begabt und sind auch keine Lehrer geworden.“

Sie sagte das nicht lieblos; sie sagte es mit jener Resignation des Armen, der das Gefühl hat, daß das Talent für den Mittellosen ein Unglück ist.

Aber obwohl sie das Wort nicht lieblos gesprochen hatte, ging es Asmuffen wie ein Messer durchs Herz. Sie hatte Wahrheit gesprochen, die Mutter. Seine Brüder waren wohl ebenso begabt wie er, vielleicht begabter, und mußten

Bigarren drehen. Sollte er seinen Eltern, die sich von Sorge zu Sorge schleppten, drei Jahre lang auf der Tasche liegen? Nein.

Asmus beschloß, seinen Unterhalt durch Privatstunden selbst zu verdienen. Dazu waren freilich nicht wenige solcher Stunden nötig.

Er ging dreimal in der Woche zu den Kindern eines Fettwarenhändlers, drei allerliebsten, wohlherzogenen Kindern, zwei Mädchen und einem Buben. Die Älteste war ein Nachtäubchen, und wenn Asmus über eine seltsame Aufgabenslösung ein humoristisches Augenrollen vollführte, wollte sie sich unter den Tisch kichern; nur wenn er die Frage an das etwas „thumbe“ Bräderlein richtete, machte sie ein bekümmertes Muttergottesgesichtchen. Die Stunden wurden glänzend bezahlt, mit 75 Pfennigen, und jeden Monat zahlte der blendend weiß beschürzte Vater mit verbindlichem Dank und höflichen Komplimenten die blanken Silberstücke auf die Ladenbank. Hier war alles warm und gut.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Herr von Kaarnajärvi.

Von Juhani Aho.

Aus dem Finnischen überseht von Laura Feil.

(Fortsetzung.)

„Ihr wollt so viel zahlen, als ich fordere? Wollt Ihr wirklich?“

„Ja, ja, aber nur, was recht und billig ist!“

„O, ich weiß nur zu gut, was Ihr unter „recht und billig“ versteht. Ich kenne Euch: Ihr möchtet keinen roten Heller zahlen, wenn Ihr nicht vom Gericht dazu gezwungen würdet.“

„Ich will zahlen, sage ich Euch, ich will auf der Stelle zahlen. Wieviel begehrt Ihr?“

„Auf eine bloße Vergütung in Geld legen wir nicht so großen Wert.“ sagte der Hauptmann. „Ihr müßt uns auch noch eine moralische Genugtuung geben, Ihr müßt uns Abbitte leisten.“

„Das habe ich bereits getan und tue es jetzt wieder.“

„Ja, uns beiden allein; aber das genügt nicht, selbst wenn Ihr Euer ganzes Leben lang um unsere Verzeihung betteln würdet. Ihr habt ja die ganze Korporation beleidigt. Allen, allen müßt Ihr Abbitte leisten.“

„Der ganzen Korporation?“

„Ja. Eure beleidigenden Redensarten waren gegen sämtliche Mitglieder der Steuerkommission gerichtet, und ein jedes hat mir die Vollmacht erteilt, die Sache bei Gericht anhängig zu machen.“ sagte der Amtmann.

„Guter Gott! Alle wollen sie auf mich loshaben! Dann bin ich verloren!“ jammerte Hellman.

Potberg weidete sich eine Weile an der Bein des Gutsbesizers, dann sagte er: „Ihr seht also, welch gutes Herz ich habe, wenn ich Euch helfen will. Aber merkt es Euch wohl, ich tue es aus reiner Gutherzigkeit. Ihr verdientet es eigentlich gar nicht.“

„Ja, helft mir, mein Freund. Geht nicht zu hart mit mir um.“

„Nun, ich will sehen, was ich bei meinen Kollegen werde ausrichten können, um Euch aus der Memme zu ziehen. Große Versprechungen kann ich Euch nicht machen; es ist ja möglich, daß sie sich mit einer öffentlichen Abbitte zufrieden geben. Ich will ihnen zureden, und der Hauptmann wird, denke ich, dasselbe tun.“

„Gewiß,“ entgegnete dieser, die Nase im Glase, aus dem er gerade einen kräftigen Schluck Punsch sog.

„Also merkt's Euch, Ihr müßt öffentlich, in Gegenwart von Fremden, uns alle, die Ihr gräßlich beleidigt habt, um Verzeihung bitten.“

„In Gottes Namen, das will ich tun. Wann soll das sein?“

„Die Angelegenheit wäre also Montag vor Gericht gekommen, so erscheint denn am Nachmittag des vorhergehenden Tages in dem Saal, der sich im rückwärtigen Trakte des Gerichtsgebäudes befindet. Dorthin werde ich alle jene zitieren, die die Sache angeht.“

„O, die guten Leute werden nicht kommen,“ warf der Hauptmann ein, „wenn Ihr sie dort etwa im Trocknen sitzen lassen wollt. Da müßt Ihr schon etwas auffahren lassen.“

„Freilich,“ beträugelte Potberg, „so ein kleines Nachsteffen werdet Ihr schon leisten müssen. Einverstanden?“

„Meinetwegen, aber es wird doch nicht... es kann doch nicht... ein... Ich selbst habe noch nie ein ähnliches Arrangement getroffen... Es soll doch nicht etwa ein regelrechtes Bankett sein, wie?“

„Ein Bankett? Ja, das hängt davon ab, was Ihr unter Bankett versteht. Gut, lassen wir es ein kleines Bankett sein, wenn Ihr es so wünscht. Also auf Eure Rechnung ein kleines Bankett!“

„Kann man nicht im vornhinein berechnen, wie hoch sich so etwas belaufen wird?“

„O, wenn Ihr Euch wegen ein paar Duzend Mark oder so

etwas steifen wollt,“ brauste der Amtmann auf, „so erledigen wir die Sache lieber vor Gericht. Uns ist es ja einerlei.“

„Nein, nein!“ lenkte Hellman mit einem gewissen Galgenhumor ein. „Es soll meinetwegen lustig werden.“

Damit war die Sache abgetan, und nach einer kurzen Pause wurde wieder von etwas anderem gesprochen. Aber weiß Gott, die Unterhaltung wollte nicht mehr recht von statten gehen. Hellman war in Gedanken versunken, wie geistesabwesend, und ließ die Pfeife, die der Hauptmann ihm angezündet, langsam ausgehen. Nachdem er noch ein Weiltchen gegessen, erhob er sich, verabschiedete sich und ging von dannen.

Im Vorzimmer jedoch hatte er nicht übel Lust, noch einmal umzukehren, und vom Torweg winkte er den Amtmann noch einmal zu sich hinaus. „Ich wollte nur sagen,“ sagte er ihm, „das heißt, ich möchte gern, daß dieses... dieses Bankett nicht gar zu viel Geld koste. Ich bin nämlich momentan ein wenig knapp bei Kasse, und da könnte man vielleicht den Gastwirt ersuchen, daß Fleisch, Fische und Milch bei mir gekauft würden. Ihr könntet übrigens für die Zubereitung der Speisen auch meine Kochfrau haben. Das wird sie alles wohl auch treffen, da es ja, meine ich, kein reguläres Bankett sein soll, nicht wahr?“

„Hört, Nachbar,“ entgegnete der Amtmann festig, „entweder wir überlassen die Herrichtung des Nachsteffens einfach dem Gastwirt, oder wir gehen, wenn Ihr Euch dazu nicht verstehen wollt, zu Gericht, und Ihr seid aller „Umständlichkeiten“ enthoben.“

„Behüte,“ behüte,“ wehrte der Gutsbesitzer abermals ab. „Also macht, was Ihr wollt. Adieu!“

„Die Geschichte muß aber jetzt gehörig herumgeschwätzt werden,“ meinte der Amtmann lachend, als er dem Hauptmann das Gespräch mit dem Geizhals Wort für Wort wiederholte.

„Gewiß; sie ist zu drollig.“

„Der Teufel hole den schmutzigen Filz!“

Und vergnügt rieben sie sich die Hände, daß sie vermocht hatten, den gräßlichen Geizhals der Gemeinde zu einem solchen Bankett zu zwingen.

„Wir wollen so viel Fremde einladen, als das Haus nur bergen kann,“ wiederholte Potberg einmal über das andere, und sie toastierten auf ihren gelungenen Einfall.

Gutsbesitzer Hellman fuhr indes mit sehr gemischten Gefühlen in die Nacht hinaus. Die Landstraße war von neuem beschneit, und er konnte daher nur langsam und mit großer Mühe vorwärts kommen. Zunächst trieb er das Pferd durch laute Zurufe an, und als dies nichts half, griff er ärgerlich zur Peitsche. Das Tier machte zwar einige Sprünge nach vorwärts, stapfte aber danach gleich wieder sehr langsam durch den tiefen Schnee, und Hellman blieb nichts anderes übrig, als sich darein zu fügen.

Zwei Sachen gingen ihm quälend durch den Kopf: erstens die Ahnung, daß er den beiden Kumpanen am Ende gar aufgefressen und von jetzt ab stets der Spielball ihrer Launen sein könnte, und zweitens der Gedanke an die großen Kosten des Banketts.

Sicherlich hatte er ihnen zu viel Freiheit dabei eingeräumt. Sie allein sollten Eshwaren und Getränke sowie die Zahl der Gäste bestimmen dürfen. Er zählte im Geiste die Leute ab, die mutmaßlich dabei sein würden, aber er scheute davor zurück, einen beläufigen Kostenüberschlag zu machen.

Zum Unglück kamen ihm die Bankette des Handelsrates v. Alaaborg in den Sinn, wo Champagner und kostbare Bekereien etwas ganz Gewöhnliches waren. Nun, bei seinem Bankett würden sie wohl den Champagner bei Seite lassen? Champagner! So gottlos würden sie doch nicht sein? Aber wer konnte dafür einstehen? Die Schufte waren zu allem fähig, um so mehr, als sie ihn ja haßten!

Je näher er seinem Hause kam, desto lauter jammerte er, und als er endlich daheim war, geberdete er sich ganz krank. Er pustete und schnaufte und zog die Stirn in jämmerliche Falten.

In seinen Belz gewickelt, warf er sich aufs Bett; er wollte schlafen — schlafen, die ganze verheulene Geschichte im Schlaf vergessen.

Das war eine helle Freude unter den Dorfleuten, als es bekannt wurde, daß Hellman gezwungen worden war, ein Bankett zu geben, zu dem der Amtmann Gäste nach Belieben einladen durfte. Wo zwei Leute einander trafen, sprachen sie von nichts anderem, als von dieser Neuigkeit.

„So muß der alte Fuchs auch einmal in die Falle gehen!“ sagten sie und rieben sich vergnügt die Hände.

Was Potberg und seine Verbündeten nur an Bekannten aufzutreiben konnten, wurde eingeladen. Da gerade der Gerichtshof togte, wurden sämtliche Assessoren, Sollicitatoren, Registratoren, Advokaten usw. usw. zugezogen; der Arzt, der Apotheker sowie der Bräudeninspektor fehlten natürlich auch nicht.

Das große Zimmer des Gemeindegasthauses, wo der Gerichtshof sonst tagte, war für den solennen Abend gemietet worden. Die Tafel, an der die Richter Platz zu nehmen pflegten, wurde bescheiden an die Wand geräumt, die Bibel und das Gesetzbuch auf das oberste Fach des staubigen Bücherkastens verbannt. Dagegen stellte man den größten Anrichtentisch aus dem Kochhaus in die Mitte des Zimmers und bedeckte ihn mit einem weißen Tischstuch; hier sollte der Willkommstrunk als Einleitung zu dem Bankett genommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Von Ernst Schur.

Das Hauptinteresse in der letzten Ausstellung des Kunstsalons Schulte gehört Jügel. Ein Maler, der sein Lebenlang nichts anderes gemalt hat als Kühe und Schafe. Und der darin eine Erziehung und Entwicklung durchgemacht hat, die sich in seinem Werk deutlich bekundet. Eine Entwicklung, die parallel geht mit der großen Entwicklung in der modernen Malerei überhaupt: von der genauen, detaillierten Wiedergabe der Einzelercheinung zur Darstellung des Atmosphärischen und des Farbigen, von dem Interesse des Inhaltlichen zur Prägung der großen, malerischen Form.

Deutlich grenzen sich in diesem Lebenswerk, das hier in über sechzig umfangreichen Bildern vor uns steht, vier Entwicklungsperioden ab, die ein Fortschreiten zu immer Größerem und Höherem bekunden, die auch zeitlich diese Aufeinanderfolge, die Werte gibt, innehalten.

Zuerst die kleinen, genauen, ein wenig mühsamen Tierstudien, bei denen der Blick über das Einzelne nicht hinweggeht. Vorstudien, Taftversuche, Lernübungen. Ein Tier von allen Seiten betrachtet, ohne Rücksicht auf bildlichen Zusammenhang; ein Neben-einander, mit unendlich liebevoller Versenkung ins Einzelne.

Dann die Stimmungsbilder. Klein, einheitlich. Herden, die nach Hause ziehen; die gesammelt als Masse leuchten, auf deren Fellen flimmernd die Lichter spielen; eine dunkle Figur, der Hirt. Ruhige Landschaft, Ebene rahmt diese stille Erscheinung ein.

Danach im Technischen eine Erweiterung, die das Jügelische wegnimmt. Es erweitert zum Großflächigen, Malerischen. Wieder tritt das Einzelne hervor. Nun sind es Kühe, die mit ihren breiten, schwarzen, weißen, gelben Flecken in der Sonne, am Bach stehen, unter Laub hervorleuchten. Das Lichtvolle, Frächtige lernt der Maler geben. Das Einzelne bleibt Mittel, wird nicht Selbstzweck.

Und wieder eine Stufe höher. Eine großzügige Monumentalität lag in diesen letzten Versuchen im Kern. Die wird nun in großen Werken mächtig gestaltet. Kühe, die pflügen; verdampft; Morgenlicht sprüht auf dem Acker. Kühe, die durch eine kurz majestätisch ruhig waten. Das Jügelische ist ganz entfernt. Größe im Ganzen überall. Eine Wahrheit und Schönheit, die ganz Natur bleibt und doch im Technischen eine neue, freie Form gewinnt. Man denkt an Segantini. Das, was Jügel versagt schien, ist hier erreicht. Und es ist bewundernswürdig, daß gerade diese letzten, reifen Werke seinem Schaffen die Krönung geben. Auf einem kleinen Spezialgebiet ist eine Entwicklung von ganz persönlicher Art zum allgemeinen erweitert. Die Natur ist das Vorbild. Ihre Steigerung ins Wesentliche ist das Schaffen des Künstlers. Man beachtete Jügel, wenn man einzelne Bilder hier und da sah, der Monotonie. Nun sieht man, daß Disziplin und Erziehung dieses Können auf diese Motive beschränkte. Und die Uebersicht zeigt, daß dieser Weg der rechte war.

Nach dem alten Berlin führt eine reiche Kollektion von Werken des Karl Steffek, der Liebermanns Lehrer war. Alles kleine, seltene Bilder von einer eigentümlichen Enge der Auffassung. Aber doch von einer Bescheidenheit und Freiheit, die Achtung erweckt. Seine Force lag im Reiterbild; auch hier das kleine Format. Der beherrschende Realismus knüpft an die Tradition, die mit Franz Krüger anhebt. Die Farben haben oft eine diskrete, alte Vornehmheit und Schlichtheit. So daß man fühlt: ein begrenztes Talent, aber doch ein Talent mit eigenem Scharfem und solidem Können.

Eine Ausstellung von Originalen der „Berliner Illustrierten Zeitung“ schließt sich an und zeigt, daß eigene Art auf diesem Gebiet noch nicht gewonnen ist. Das Photographiemäßige herrscht vor. Weder im Technischen, in der Führung der Linie, besondere Eigenart, noch im Inhaltlichen, im Motiv Charakter. Die Arbeiten dekorativ-zeichnerischer Art von A. Schmidhammer, Christoph, Baderle, die charaktervollen Tierbilder von Käthe Olschauen-Schönberger, die menschliche Schwächen in Tierdarstellungen geißeln, wären zu nennen.

Das „Künstlerhaus“ zeigt eine umfangreiche Kollektion von Werken Karl Leipolts. Fast ausschließlich Seestücke von einer eigenen Erscheinung. Der Künstler gewinnt aus den atmosphärischen Werten der See mit ihrer großen Räumlichkeit, ihrer zarten, wässerigen Abtönung die Mittel zu einer feinen, leichten Darstellung, die sich über das Tatsächliche erhebt. Graue Schiffe mit dunkler, weißen und rostroten Segeln vor weißlichem Abendhimmel, sehr frei und eigen in der diskreten, grau abgetönten Erscheinung, dann breite, schwere Rähne, wuchtig schwanfend auf dem seichten Element, dessen flüssige Farbigeit im Gegen-satz zu diesem kompakten vorzüglich herankommt. Ein Spielen und Verändern und Strömen in der Luft, in den Wolken. So lebt immer der Wille, etwas Eindringliches aus der Natur herauszuholen. — Eine andere Kategorie stellen die Szenerien von Benedig dar. Die Paläste mit ihren Fassaden, die edelsteingleich schimmern, amspielt von leichter, strahlender Luft am Wasser. Ein Vibrieren der zartesten Farben, die das Architektonische ganz auslösen. In schleierhafter Feinheit baut sich von den einsamen Wässern, den dunkelblauen Abendhimmeln wie eine Vision diese Schönheit auf. Die Farben sprühen wie ein Feuerwerk.

Hans Unger stellt bei Keller u. Reiner aus. Ein Talent, das zum Dekorativen strebt, das zuweilen noch im konventionellen Stecken bleibt, in der Farbe süßlich, in der Linie charakterlos bleibt, das aber doch Eigenart besitzt. Diese streng aufgefahnen weiblichen Köpfe haben Größe und Herrlichkeit. In großen Flächen und schönen Linien baut sich solch Bildnis auf. Nur das Farbige mühte noch zurückhaltender sein, nicht so bunt. Es ist in der Komposition eine wohlthuende Ruhe und ein Hinströmen zum Einfachen. Manchmal, wenn in den Farben zu sehr gemischt ist und Pose die Größe ersehen soll, denkt man an Lenbach). Noch markanter kommt das Große zum Ausdruck in den Zeichnungen, Köpfen, die streng aufgefahnt sind und in ihrer Herrlichkeit den Geist antiker und klassischer Formenschönheit ahnen lassen.

Auch in den Landschaften kommt dieses Streben zu großem konzentriertem Ausdruck heraus. Namentlich in den Stillleben. Vils Ästern, Rosen vor Grau, Blumen in Sonne — hier ist ein Wille erkennbar, die Natur dekorativ zu erhöhen, um ihrem eigentlichen Wesen nahe zu kommen, was in unserer Zeit von Bedeutung ist.

Im Kunstsalon Gurliitt hat Melchior Lechter ausgestellt. Ein Glasgemälde, Bilder und Studien.

Das Glasgemälde zeigt die alten Vorzüge des Künstlers, der mit westfälischer Zähigkeit — er stammt aus Münster i. W. — an seiner Eigenart, die selbstsam aus Altem und Modernem gemischt ist, festhält. Was gut daran ist, die tiefe, warme Sättigkeit der Farben, hat Lechter von den alten Glasfenstern übernommen. Die Empfindungsnote, das Inbrünstige Wagnerische, ist die moderne Zutat. Bewundernswürdig in technischer Beziehung ist die feine Nuancierung der Farböne, die nur durch sorgfältigste, genaueste Arbeit möglich ist.

Was bei Lechter immer imponiert, das ist das ernste Bemühen, mit dem der Künstler zu seinem Wesen vordringen will. Das Einzelne mag Widerspruch erwecken. Das Ganze ist eine geschlossene Erscheinung; aus Altem und Neuem übersichtlich gemischt, indem das alte westfälische Milieu beherrschend in seiner Tradition fortwirkt, während die neue Umgebung Berlins modernes Empfinden weckt. Höchstens könnte man einwenden, daß in beidem dieses Talent dauernd zu nachgiebig ist und sich nicht erweitert. Zeichnungen, Studien. Dann Buchschmuck, in dem der Künstler von der einzelnen Type, deren Fügung er ordnet, bis zum freien Ornament vordringt. Dann malerische Stillleben. Man kann ersehen, wie der Künstler bestrebt ist, sein Gebiet zu erweitern. Im Grunde aber bleibt er eine kunstgewerbliche Begabung, der es nicht gelingt, in freier Gebärde sich auszugeben.

Die Zeichnungen und Studien sind sorgfältig und genau, dabei doch oft trocken und wenn nicht der moderne Gefühlswert in der in alter Weise stilisierten Gebärde wäre, so würde man ihnen das Akademische anmerken; doch unterscheidet sich Lechter von den Akademikern durch die unentwegte herbe Stiltreue seiner Schöpfungen; sie haben nichts Flaues. Wo aber Lechter zur Freiheit rein künstlerischer Schöpfungen strebt, kommt er zu einer oft äußerlichen Symbolik, die ebenso ein Nest alter Tradition ist. Er ersetzt die eigene Kraft durch feste Symbole, die statt seines mangelnden Könnens reden sollen.

Strebt Lechter hier zu einer Erweiterung, so will er auch auf dem Gebiet des dekorativen Buchschmucks sich bereichern. Aber auch hier gelingt ihm das nur auf äußerem Wege. Er strebt Schwarz-Weiß-Wirkung an; er füllt weiße Flächen mit schwarzen Linien-Verästelungen wie Beardsley; und seine stilisierten, ergriffenen Figuren haben oft die naiv-stammende Gebärde von Fidus.

So empfindet man auch die beiden kleinen Stillleben, eine schwarze Bronze mit Glanzlichtern, eine Muschel und auch das kleine Porträt einer Dame in Grau mit dem zartviolettten Kissen im Hintergrunde nicht als eine selbständige Schöpfung, sondern als ein Mittel zum Lernen, als das Verwerten einer Anregung; als einen Versuch, der anderen besser und eigener gelungen ist. Für Lechter steht ein Erziehungswert darin, ein Hinströmen zu malerisch freiem Sehen, was man namentlich im Hinblick auf die geschmacklose Einheit der beiden katholisch-religiösen Bilder als angenehm empfindet.

Die letzte Ausstellung des Salons Cassirer gehörte E. M. Weiß. Weiß kommt von der Graphik her, das merkt man auch seinen Bildern an. Bewundernswürdig ist sein Drang, sich zu erweitern, sein Talent zu erziehen. Er sucht sich die besten Lehrmeister aus, Manet, Cézanne, Gogh. Er gehört zu einer neuen Generation, denen gegenüber Liebermann schon zu den Alten zählt.

Weiß will malerisch sein; er erzieht sich dazu. Er kommt aber von der impressionistischen Haltung weg zu einer breitflächig-dekorativen Erscheinung, deren Wert in einer äußerst feinen Auswahl der Farbe liegt. In dieser Beziehung liefert Weiß Resultate, die schon als solche, da sie den Stand der Entwicklung kennzeichnen, bis zu einem gewissen Grade immer interessieren. Das Bewußt-Künstlerische, Stil-suchende imponiert. Intelligenz und Geschmack paaren sich in ihm. Manchmal, wie in den Landschaften z. B., vernimmt man Ursprünglichkeit; aber sie wollen auch nicht ursprünglich sein, es ist das Bildmäßige so bewußt geformt, daß der Eindruck des Gemachten ob-waltet. Bei den großen Alten, die er ausstellt, hat er sich Hofers dekorative Art zum Vorbild genommen. Diese Alte haben andere besser gemalt.

Diese Kälte ist vielleicht notwendig. Aber manchmal denkt man, die Begabung reicht dazu nicht hoch genug, um schon jetzt der Natur mit solcher Reserve entgegenzutreten. Weinake gefallen einem die alten, dunklen Bilder von Weiß besser. Es ist mehr Wärme darin. Freilich gelingt dem Künstler dadurch die künstlerische Haltung seines Werkes, das sich prägnant und bewußt hinstellt. Dieser Künstler weiß immer, was man macht, was man nicht macht. Er steht über den beschränkten Künstlernaturen, aber er steht vielleicht nicht so hoch, daß er neue Horizonte gewinnt.

Die ausgestellten Zeichnungen der Käthe Kollwitz, Studien zum Bauernkrieg, zeigen die Künstlerin nicht von neuer Seite. Aber man nimmt von neuem die Empfindung mit, daß hier eine weibliche Begabung sich trotz Anlehnung zu einer eigenen Sprache ergoßen hat, und wenn das Ausdrucksvermögen auch einseitig ist und der Wandlung entbehrt, so nötigt doch das absolut künstlerische der Handschrift Bewunderung ab. Im ganzen wohl eine Monotonie, die aber oft Vorbedingung des kräftigen Talentes ist. Einige Zeichnungen jedoch sind so reine Zustandsbilderungen, daß man an Ostade denkt. Bei mancher angstvoll konzentrierten Gebärde denkt man an Munch; bei manchem großen Wurf an Daumier. Wenn man zuweilen den Eindruck hat, die Künstlerin verliert sich zu sehr ins Inhaltliche, muß man nur an die Zeichnungen denken, wo Rhythmus und Bewegung ganz schweigen, wo sie zeigt, daß sie auch das bloß Ergußmächtige beherrscht, wie auf dem feinen Wille einer Frau, wo die Hände so berechende Form haben.

Das Einseitige, Schwiebrholende ist vielleicht weiblich, aber es verstärkt zugleich den Eindruck, und der hinreichende Rhythmus dieser Motive aus der Auflehnung der Bauernkriege und Revolutionen kommt mit einer Größe zur Erscheinung, die man beim Namen auf diesem Gebiete in Deutschland selten fand.

Dann sind noch Landschaften von Ulrich Hübner zu erwähnen; graufilbrige Motive vom Strande, kleine Städte von zarter Erscheinung und leichtem Duft in der Atmosphäre. Wahr und fein sind diese Stücke, die aus dem Tatsächlichen eine leichte Schönheit herausholen.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Die Landerziehungsheim-Bewegung. Wie die meisten pädagogischen Reformen, ist auch die Landerziehungsheim-Bewegung zuerst in Amerika in den Schulsettlements, die in ländlicher Gegend einen Schulstaat im Kleinen bilden, aufgefunden. Nach Dr. Lessings Aufsatz in den „Dokumenten des Fortschritts“ gibt es derartige Schulstaatgebilde in Amerika schon seit 30 Jahren. Das Wesen dieser Settlements besteht darin, daß die Kinder einen Teil der Kontrolle selber zu übernehmen haben; bei Schulstrafen wird ein Schülergericht zusammengesetzt, auch gibt es eine regelrecht organisierte Polizei. Hierzu kommt noch der außerordentliche Wert, den die Amerikaner dem Sport, der ebenfalls zu den Unterrichtsgegenständen gehört, einräumen. Außerdem erlernen die Schüler mancher Collegen neben ihrer wissenschaftlichen Ausbildung ein praktisches, ihrer Neigung entsprechendes Handwerk bei einem zum Lehrkörper gehörigen Schlosser, Tischler usw. Der Sprachunterricht wird ferner so gehandhabt, daß er nur von nationalen Lehrkräften auf dem Wege des Sprechens und der Anschauung erteilt wird. Noch zwei weitere Momente sind von Wichtigkeit für das amerikanische Erziehungswesen: einmal die Verbindung von Schul- und Familienerziehung, von Schulniederlassung und Siedelungsgenossenschaft, sodann die Förderung der Koedukation (gemeinsamer Erziehung) beider Geschlechter. Im ersten Falle bilden mehrere Familien eine Niederlassung mit gemeinsamer Wirtschaftsführung und engagieren eine Reihe geeigneter Lehrkräfte zum Unterricht der Kinder. So wachsen denn Knaben und Mädchen wie in einer großen Familie gemeinsam heran, wodurch der gemeinsame Unterricht, auch schon wegen der Sparsamkeit, ganz selbstverständlich ist. Dieses Koedukationssystem nahm ebenfalls aus Sparsamkeitsrücksichten auch der Staat an und hat derartig günstige Erfolge damit erzielt, daß heute 75 Proz. aller amerikanischen Schulen zur gemeinsamen Erziehung der Geschlechter übergegangen sind. Das, was sich in Deutschland gegenwärtig als sogenannte „Landerziehungsheimbewegung“ geltend macht, greift im wesentlichen auf die pädagogischen Forderungen Rousseaus, auf die Erziehung des Kindes fern vom Lärm und Dunst der Großstadt, in der freien Natur zurück. Zunächst haben diese Anstalten nicht so sehr Unterrichts- als vielmehr ausgesprochene Erziehungsideale in körperlicher, seelischer und geistiger Hinsicht im Auge. Darum emanzipieren sich diese Anstalten prinzipiell vom Examenwesen; man betrachtet das Examen als ein notwendiges Übel, aber man verwahrt sich dagegen, daß es das höchste Ziel für die Jugend sein soll. In den Klassen bilden sich die verschiedensten Klubs für Tennis, Photographie, Tierchutz usw. oder zu wissenschaftlichen Zwecken, wie Lesen eines philosophischen Autors, Pflege einer toten Sprache usw. In einem Schulparlament äußern sich die einzelnen Schulklassen oder Vereine durch ihre Vertreter über alle Angelegenheiten des innern Lebens der Anstalt, bringen Anträge vor oder verbessern bestehende Bestimmungen. Antialkoholische wie vegetarische Bestrebungen finden in der Anstalt ihre Stätte. Ebenso nimmt jeder Bürger des Schulstaates am

Handfertigkeitunterricht teil. Jeder Knabe und jedes Mädchen kann sich ein mehr oder minder großes Stück Gartenland oder Acker anweisen lassen mit der Verpflichtung, es nach Kräften nutzbar zu machen. Eine Spezialität dieser Anstalten sind auch die großen Ausflüge ins Ausland und Ferienausflüge, bei denen die Selbsthilfe und Selbstverantwortung der Kinder sich erproben kann. Neuerdings griff man vielfach zu dem System der Schulfamilien und Classes mobiles (bewegliche Klassen). Die Schulfamilien sind Gruppen von Schülern, die sich um einen einzelnen Lehrer gruppieren, der mit seiner „Familie“ ein Haus bewohnt und auch außerhalb des Unterrichts mit ihr den Tag möglichst zu teilen hat. Die Grundidee der Classes mobiles sind die sogenannten Begabungsklassen, d. h. man läßt einen jüngeren Schüler, der z. B. in der Mathematik hervorragend tüchtig ist, in diesem Fache am Unterricht einer höheren Stufe teilnehmen. Da die Landerziehungsheime noch Privatinstitute sind, so bieten sie wegemutigen Pädagogen die beste Gelegenheit, mit ganz neuen Reformversuchen Erfahrungen anzustellen. Eine bei dieser Gelegenheit gewonnene Erfahrung ist die Einsicht in die Vorteile der Koedukation von Knaben und Mädchen, sofern sie früh genug durchgeführt wird, sodas die Vorbildungen nicht zu verschieden sind. Wie jede neue Einrichtung, so hat auch die Landerziehungsheimbewegung noch ihre Mängel, deren Beseitigung aber keineswegs auf unüberwindliche Hindernisse stößt. Das Prinzip der ländlichen Erziehung schließt die Gefahr in sich, daß die Kinder den großstädtischen Sitten und Begriffen entfremdet werden. So können die Kinder mit falschen Vorstellungen in das sie erwartende Leben treten, welche Gefahr noch erhöht wird durch die in ihnen genährte Ueberzeugung von der besondersartigen Wichtigkeit ihrer Entwicklung und durch die individuelle Erziehung, die jedes ihrer kleinsten Talente sorgfältig pflegt. Endlich muß der traurige Punkt der Landerziehungsheime erwähnt werden; es ist dies, daß die Bewegung, wie sie mehr oder weniger vom kapitalkräftigen Handelsstand fundiert wurde, auch diesem allein zu Gute kommt, daß das Erziehungsmaterial, wie es sich aus der zur modernen Bildung emporkommenden Junkerklasse oder aus reichgewordenen Bankiers- und Industriekreisen rekrutiert, nicht eben das glücklichste ist, um große Ideale und Forderungen einer neuen Lebensmoral und Lebenshaltung zu verwirklichen. So lange das Volk an dieser Neuheit keinen Anteil hat, so lange das Experiment neuer Ideen und Möglichkeit nur in Privatanstalten verwirklicht ist, die keinen Jögling aufnehmen können, dessen Eltern nicht wenigstens 2000 Mark im Jahr für jedes ihrer Kinder ausgeben können, können auch die Vorteile nicht genügend ausbeutet, die Mängel nicht abgestellt werden. Dieser Geist des Kapitalismus, der fast nur bewohnte und vom groben Lebenskampf emanzipierte Kinder in solchen Anstalten zusammenbringt, ist der größte Mangel der Bewegung.

Medizinisches.

Rasenverschönerung. Ueber Nasenkorrekturen veröffentlicht Dr. Jaques Joseph in der „Anschau“ einen interessanten Artikel, aus dem einige Mitteilungen wiedergegeben seien. Defekte Nasen, wie sie zuweilen durch Verletzungen oder meistens infolge bössartiger Krankheiten entstehen, wurden schon von den Indern behandelt, bei denen das Nasenabschneiden eine landesübliche Strafe war; der Defekt wurde durch Teile der Wange und später der Stirnhaut gedeckt, während in Italien im Mittelalter eine Ueberpflanzung der Armhaut vorgenommen wurde. Nachdem diese Methoden lange Zeit vergesen waren, wurden sie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zunächst von Dieffenbach und Gräfe wieder aufgenommen und immer weiter vervollkommenet, so daß gegenwärtig fast alle Verformungen mit gutem Erfolge behandelt werden können; zu einer künstlichen Nase braucht man nur noch seine Zuflucht zu nehmen, wenn außer der Nase auch noch Teile des Oberkiefers fehlen. Die Sattelnase wird durch Paraffin ausgefüllt, das in flüssigem Zustande eingespritzt und auch in festen Stücken eingefügt werden kann; man kann sie aber auch durch ein derselben Person entnommenes Knochenstück aus dem Schienbein beseitigen. Auch die zu großen Nasen, die meistens erst im zweiten Jahrzehnt des Lebens zu übermäßigen Proportionen anwachsen und die für ihre Besitzer verhängnisvoll werden können, da sie sie der Spottlust der Menschen ausliefern, können künstlich verkleinert werden. Meist handelt es sich bei solchen Verkleinerungen der Nase nur um einzelne Abschnitte, um die Abtragung eines übermäßig entwickelten Höders oder die Verkürzung einer zu langen Nase, um die Zurückführung einer zu stark hervorragenden Nasen Spitze oder die Verkleinerung einer zu breiten Nase usw. Dabei wird das Nasengerüst verkleinert, d. h. besonders von den Knochen und den Knorpeln des Nasengerüsts alles Ueberflüssige und zugleich Entstellende entfernt. Die Operationen sind heute gefahrlos geworden, da statt der allgemeinen Narbe die örtliche Schmerzbetäubung angewandt wird, und es wird auch die kleinste äußere Narbe vermieden, da die Eingriffe vom Naseninnern her ausgeführt werden; die Haut zieht sich dann infolge ihrer Elastizität sofort zusammen und legt sich dem verkleinerten Nasengerüst faltenlos an, so daß die Nase so aussieht, als hätte sie nie eine andere Gestalt gehabt.